

Letztendlich sind es Jugendliche! Nicht mehr, nicht weniger.

... auf einmal sogar Flüchtlinge! Das Haus der Jugend Pforzheim

Unser Jugendhaus hat eine große Geschichte in der Stadt Pforzheim. Und was für eine Geschichte: Nach Kriegsende aufgebaut mit deutschen Jugendlichen, Ehrenamtlichen und amerikanischen GIs auf den Trümmern einer ehemaligen Villa. Diese gehörte einem Philanthropen, der auch gleich die komplette anliegende Parkanlage der Stadt spendete, in der wir mit unseren Kindern und Jugendlichen rumtoben konnten. Noch einmal herzlichen Dank dafür, lieber August Benckiser. Sie haben sich wahrscheinlich damals, als Sie Anfang 1900 in Ihrer ehemaligen Villa Hannas rauchten und Single Malts tranken, nicht einmal träumen lassen, dass genau dort eines Tages eines der ersten Jugendhäuser Deutschlands stehen würde.

So begann die Geschichte unseres Haus der Jugend, das als Treffpunkt für die von Krieg und Elend gezeichneten Kinder und Jugendlichen gedacht war. Ziel der Amerikaner war es damals, mit Spaß und Freizeitgestaltung böse fundamentalistische Dogmen aus den jungen Köpfen zu vertreiben und sie durch Ideologien, geprägt von Demokratie und Freiheit, zu ersetzen. Die Nazi-Kids sollten wieder in die westlichen Normen und Werte integriert werden.

Gut siebzig Jahre später hat unser Haus vieles gesehen und viel Kommen und Gehen erlebt. Von Swingcats und Beboppers in den Fünfzigern, Beatniks und Hippies in den

Sechzigern, Discofreaks und Weltverbesserer in den Siebzigern, Punks und Hardrockers in den Achtzigern, Boyband Groupies, Generation X Grunge Adepten und Hip-Hopper in den Neunzigern. Dann war das Millennium da und das Haus bekam ab jetzt auch Goa Raver, Deutsch Rapper, Metalheads, Indies, Technos, Black Music Fans, Trashies, Emos, RnBer, Computernerds, B-Boys und B-Girls, Popidole, Gruftis, X-Boxers (mal kurz Luft holen ...), Zocker, Gothics, Gangstas, Blogger, Facebooker, Players, YouTuber, Instagrammer, Whats-Apper, Prankster, Snap-Chatter, Dabbers, Diggas... und nun auch Migranten und auf einmal sogar Flüchtlinge ...

Von den beiden letzteren haben wir laut unserer Statistik jetzt so viele, dass man meinen könnte, dass die ganzen siebzig Jahre Evolution und durchlebte Geschichte, die unser Haus mitgemacht hat, ohne Bedeutung sind. Sogar sinnlos, weil sich im Grunde nichts geändert hat. Stellen Sie sich das einmal vor: Unser Haus ist erneut ein Treffpunkt für die von Krieg und Elend gezeichneten Kinder und Jugendlichen. Sie können sich bestimmt denken, was unser Ziel sein sollte.

Zum großen Glück werden wir nicht alleine gelassen und stattdessen mit Tagungen, Fortbildungen und Lesungen über das Thema Flucht und Migration überschüttet.



Dazu kommen noch fast wöchentlich Ausschreibungen, Preisverleihungen und Projektunterstützungen von Bund, Stadt und Stiftungen. In welchen wir gezielt Projekte mit Sprache, Inklusion, Gleichberechtigung, Normen- und Wertevermittlung anstreben sollten. Gerne mit ganz vielen Kooperationspartnern und dabei bitte auch noch innovativ. Alles richtig, wichtig, anstrengend, zeitaufwendig und mehr oder weniger bereichernd, aber...

Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber wenn meine Kollegen und ich unsere Besucher so beobachten und miterleben, kommen wir immer wieder zum folgenden Ergebnis: letztendlich sind es Kinder und Jugendliche! Nicht mehr, nicht weniger. Und klar sind sie fast alle Migranten und Flüchtlinge, aber soll das wirklich eine so große Rolle spielen? Es

ist auch für uns eine offene Frage, und ich stelle sie deshalb:

Wenn ich ehemalige Besucher vom Haus der Jugend treffe, gleich welchen Alters, wird komischerweise nicht über Ziele und Demokratie und Werte und Normen und Eingliederung geredet. Es geht nur um Geschichten. Vom ersten Knutschfleck, von epischen Partys und Konzerten, Liebeskummer, grandiosen Turnieren, Kumpelfürs-Leben, Schlägereien, guter Musik und schrägen Frisuren, vom Spielen und Tanzen und einer Menge Sachen, die entsprechende Elternteile besser nicht wissen sollten. Es geht um ein Funkeln in den Augen und Herzen, die aufgehen.

Ich romantisiere wirklich nicht. Wenn ein Haus wie unseres mit so einer Geschichte mehrere Generationen bedient hat, hat es

auch eine sehr wichtige Bedeutung für eine Stadt und verbindet ehemalige und jetzige Besucherinnen und Besucher mehr, als es tausende Projekte je könnten. Es spielt bei diesen Geschichten auch keine Rolle, ob man jetzt siebzig, fünfzig, dreißig oder Teenie ist. Oder ob man Jazzer, Mods, Punk, Rock´n´Roller, Techn- Anhänger oder Hip-Hopper ist. Es geht um das gemeinsame Erleben und das gemeinsam Erlebte als Jugendlichen im Haus der Jugend. Dann spielt das Label Migrant, Ausländer oder Flüchtling in diesem Kontext doch auch keine Rolle, oder?

Der nächsten Punkt, den ich gerne einmal ansprechen möchte, sind Vorurteile. Damit haben wir als Pädagogen, ob wir es wollen oder nicht, immer mal wieder zu kämpfen. Wenn die Vorurteile nicht von Jugendlichen

und Dritten kommen, pflegen wir sie selbst. Natürlich haben wir auch Vorurteile unseren Kids gegenüber. Selbst z. B. die Behauptung: „Ich habe keine Vorurteile gegenüber Ausländern“ ist, wenn man es genau betrachtet, eigentlich schon ein Vorurteil in sich. Deshalb müssen wir uns konstant selbst davon abhalten, Vorurteile zu haben, wenn ein neuer Besucher oder eine neue Clique das Haus betritt. Wir sollten uns immer wieder vor Augen halten, dass nicht jeder, der zum Beispiel auf Reggae steht, gleich eine zugekiffte Socke mit Dreadlocks ist. Dass nicht jeder mit einem ausländischen Pass und komischem Akzent gleich soziale Schwierigkeiten kennt. Dass nicht jeder, der sein Land und seine Familie verlassen hat, gleich voller Traumata steckt und nicht jeder, der gerne modernes Ballett anschaut, gleich ho-



mosexuell ist... Vorurteile sind eben etwas Menschliches und sehr oft trügerisch. Hätten Sie etwa vermutet, dass alle vier genannten Beispiele in Bezug zum Fachbereichsleiter vom Haus der Jugend und Autor dieses Textes stehen?

Sie merken hoffentlich, dass es nicht so einfach ist, frei von Vorurteilen zu sein. Die Frage ist nun, wie man sich als Pädagoge am besten dagegen wappnet. Ich würde wiederum sagen: Erst einmal Äußerlichkeiten und Hintergründe der Besucher des Treffs hintenanzustellen und diese zuerst nur als Jugendliche zu betrachten. Letztendlich sind es Jugendliche! Nicht mehr, nicht weniger. Und wenn die Beziehungsarbeit erst einmal Fuß gefasst hat, ist es doch eher irrelevant, ob es nun z. B. irakische Jeziden sind. Dann geht es doch eher um: „Barzan, der Lustige, Adeeb, der Hampelmann, Mehrzat, der nicht verlieren mag und Saud, der einfach schön singen kann.“

Dieses Plädoyer, Jugendliche zuerst als Jugendliche zu betrachten, fixiert sich hier auf die pädagogischen Angebote und Freizeitgestaltungen. Mit der Bitte, dies nicht falsch zu verstehen. Es heißt noch lange nicht, dass man für die Probleme und Schwierigkeiten, die Randgruppierungen mit sich bringen, blind sein muss. Obwohl die sogenannten „Randgruppierungen“ in unserem Haus und in unserer Stadt längst keine „Gruppe am Rande“ mehr sind, sondern langsam Richtung Majorität gehen. Das Gleiche passiert ebenfalls mit dem, was wir immer als „Normen und Werte der Mehrheit“ betrachtet haben, dann aber in die andere Richtung. Alles ändert und dreht sich. Das finde ich gut so. Es hält einen wach und flexibel. Unsere Erde ist nämlich zum Drehen gemacht. Ich finde dabei auch, dass ein offenes Herz und ein wachsames Auge als Kinder- und Jugendpädagoge die gleiche Wertschätzung haben sollten, wie Fachkenntnisse und berufliche

Kompetenzen, wenn es um Angebote und Beziehungsarbeit geht. Vielleicht sogar noch mehr, weil Kenntnisse und Fachwissen auch nicht in Stein gemeißelt sind. Wir erleben gerade, dass das Heiligtum der Offenen Jugendarbeit, nämlich die „Partizipation“, an Priorität verliert und unsere Besucher oft überfordert. Ich vermute, dieser Satz gefällt Akademikern, Jugendhilfeplanern und Ausbildern nicht wirklich. Weil es die Sache wieder nicht messbar, planbar und somit ungreifbar macht. Aber so sind Jugendliche, und wir beneiden sie oft dafür.

Dies ist auch gleichzeitig der Fluch der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Sobald wir Pädagogen meinen, wir verstehen die Besucher und deren Bedarfe und agieren darauf entsprechend mit größeren Projekten, Maßnahmen, Angeboten und Studien, kommen wir oft zu dem Ergebnis, dass wir wieder hoffnungslos hinterher sind. Dies ist heutzutage leider sehr oft der Fall, da Ressourcen und Personal für spezielle Angebote und Bedürfnisse nicht so schnell zu klären sind.

Aber es gleicht auch einem Segen der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Sie sind nicht festgefahren, alles ist noch möglich. Es macht riesigen Spaß, zusammen mit Jugendlichen neue Sachen zu entdecken und zu bewerten, Erfahrungen zu teilen und dabei gemeinsame Werte und Normen zu definieren, so dass es für jeden irgendwie Sinn macht. Dies funktioniert meines Wissens nach allerdings nur, wenn zwei Voraussetzungen gegeben sind: Erstens, wenn man die Zielgruppe mal keine Zielgruppe sein lässt und sie lediglich als Kinder und Jugendliche betrachtet, nicht mehr und auch nicht weniger. Zweitens, und nun hole ich einmal ganz tief Luft, genügend und entsprechende Ressourcen ...

Und damit komme ich zu meinem letzten Punkt.

Es gibt noch etwas, wo sich der Kreis von unserem Haus und seiner Geschichte schließt. Unser Haus der Jugend liegt nämlich wieder in Trümmern, wie die Villa damals. Das meine ich buchstäblich, aber auch als Metapher. Unser Haus wird gerade umgebaut und bekommt ein Facelift. Ein extra Stockwerk obendrauf und alles, was ein Jugendhaus so braucht. Obwohl die Stadt Pforzheim massiv pleite ist, ist ein Wunder geschehen und wir sind in ein Bundesprogramm gerutscht, das neunzig Prozent aller Kosten übernimmt. Im Sommer 2018 wird das Ganze fertig sein. Eine wunderbare Sache wäre es, wenn wir nicht im Hier und Jetzt leben würden. Das heißt, dass wir gerade in einem Provisorium tätig sind. Wir arbeiten jetzt in einer ehemaligen Lagerhalle, aber unsere Besucher sind dadurch nicht weniger geworden. Es sind rund achtzig pro Tag. Es ist oft extrem laut und eng. Wir haben auch eine sehr knappe personelle Besetzung. Sobald jemand krank ist oder in Urlaub geht, wird es für uns sehr schwierig. Und alles in einer Stadt, die so pleite ist, dass selbst auf Sparmaßnahmen gespart wird.

Dort liegt momentan für uns die ganze Bedrohung unseres Hauses und unserer Arbeit. Es verstümmelt unsere lange und schöne Geschichte von siebzig Jahren Haus der Jugend

umso mehr, weil sowohl die Qualität als auch die Quantität momentan sehr bedroht sind. Ich wollte es einfach ansprechen, weil ich glaube, dass viele Jugendhäuser in anderen Städten das gleiche Schicksal haben.

Es ist natürlich kein cooles und hochwertiges pädagogisches Thema, aber es bereitet uns ständig Kopfschmerzen und es beschäftigt uns in unserer täglichen Arbeit viel mehr, als das Thema Flucht, Migration, Inklusion, Gender und Innovation. Bezüglich dieser Themen werden wir mit Wettbewerben, Fachtagungen, Projektunterstützungen und Initiativen überschüttet. Vielleicht sollte es daher folgende bundesweite Fachtagung geben: „Wie gehe ich mit schwierigen Arbeitsverhältnissen in der Offenen Jugendarbeit um?“ Es würde genau da für Aufmerksamkeit sorgen, wo wir sie benötigen.

Und unsere Jugendlichen? Die sind froh, dass es überhaupt etwas gibt. Es sind halt Jugendliche! Nicht mehr, nicht weniger.

AUTOR

Bart Dewijze

ist Leiter des Haus der Jugend – eine Einrichtung der SJR Betriebs GmbH-Stadtjugendring in Pforzheim, Baden-Württemberg

Letztendlich sind es Jugendliche! Aber keiner ist wie der Andere

Pforzheim mit circa 130.000 Einwohnern ist in Baden-Württemberg die Stadt mit der höchsten Geburtenrate, der höchsten Jugendarbeitslosigkeit und dem höchsten Anteil an Migranten und Einwohnern mit Migrationshintergrund in Baden-Württemberg. In der Altersgruppe zwischen 6 und 27 Jahren hat jeder Zweite Migrationserfahrung oder Migrationshintergrund. Arbeit mit jugendlichen Flüchtlingen und Migran-

ten gehört zum Alltag jedes Sozialarbeiters in der offenen Jugendarbeit. Bei den Besuchern in den Jugendtreffs der Kernstadt liegt der Anteil dieser Jugendlichen bei über achtzig Prozent.

Die Offene Kinder- und Jugendarbeit bietet jungen Menschen Räume zur selbstbestimmten Freizeitgestaltung. Die Offene Kinder- und Jugendarbeit kann und muss sich mit den grundlegenden Prinzipien,



Offenheit, Freiwilligkeit, Partizipation, Geschlechtergerechtigkeit sowie Lebensweltorientierung der Arbeit mit geflüchteten Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen annehmen. Dabei darf die bisherige Zielgruppe nicht vergessen werden, d.h. dass die Bedürfnisse aller (Ziel-) Gruppen als Grundlage für die Arbeit berücksichtigt werden müssen.

Die Mitarbeiter in den Jugendeinrichtungen berichten alle von der hohen Akzeptanz niedrigschwelliger Angebote der Offenen Kinder – und Jugendarbeit im Freizeitbereich, die von Kindern und Jugendlichen aus Flüchtlings- und Migrantenfamilien gerne wahrgenommen werden. Die wichtigsten Prinzipien der Offenheit und Freiwilligkeit scheinen also zu greifen. Es scheint einen hohen Bedarf für Jugendarbeit zu geben, aber von einem prinzipiellen Verständnis der Strukturprinzipien und Rahmenbedingungen in der offenen Jugendarbeit kann

man nicht ausgehen. Mein Eindruck ist, dass die Strukturprinzipien in der Arbeit mit Flüchtlingen zwar fachlich angemessen sind, aber nicht zu den bisherigen Erfahrungen und Lebenswelten der meisten Geflüchteten passen! Sie müssen „übersetzt“, erklärt, eingeübt, gelernt und gelebt werden (Deinet).

Die „Übersetzung“ ist besonders bei der Partizipation und Geschlechtergerechtigkeit notwendig und auch die Lebenswelt der Flüchtlinge, sowie anderer Migranten unterscheiden sich markant, sowohl untereinander je nach Herkunft, wie auch zu den unter Deutschen sehr unterschiedlichen Wertevorstellungen. In Bezug auf den gelebten Alltag spielen kulturelle Unterschiede zwischen monochronischer Struktur im größten Teil des europäischen Kontinents und der polychronischen Struktur der Kulturen im außereuropäischen Raum eine große Rolle, mit der man lernen muss umzugehen. Was bedeutet das?



Monochronische – einfarbige – Strukturen, die in fast allen hochzivilisierten Gesellschaften vorherrschen, bedeuten, dass alle Abläufe nach einem bestimmten Takt, Regeln oder Schema ablaufen. Um in einem solchen System funktionieren zu können, muss man sich diesem Ablauf anpassen, wie z. B. bei der Pünktlichkeit. Das bedeutet, sich nach allgemeinen Regeln zu richten, pünktlich und zuverlässig zu sein. Monochrome Menschen befassen sich nur mit einer Sache, nehmen Zeitvorgaben – wie Termine – ernst, halten sich an Verabredungen und Pläne, sind nur wenig Kontext-orientiert und brauchen Information, möchten andere nicht stören, respektieren die Privatsphäre und sind rücksichtsvoll. Sie haben großen Respekt vor

Privatbesitz und verleihen selten etwas. Sie sind an kurzfristige Beziehungen gewöhnt. Sie genießen die Freiheit des unabhängigen Individuums und fällen eigenverantwortlich ihre Entscheidungen.

Menschen aus kollektivistisch strukturierten Gesellschaften, in denen der Clan oder die Familie den alleinigen Schutz bietet, haben andere Fähigkeiten zum Überleben entwickelt und leben nach einem polychromen Takt in vorgegebenen Hierarchien. Polychrome Menschen machen viele Dinge gleichzeitig, sind schnell abzulenken und lassen sich gerne unterbrechen, betrachten Zeitvorgaben als Ziel, das es anzustreben und – wenn möglich – zu erfüllen gilt. Sie sind Kontext-orientiert und haben bereits

Informationen. Sie engagieren sich für Menschen und zwischenmenschliche Beziehungen und ändern ihre Pläne häufig und problemlos. Menschen, zu denen sie eine Beziehung haben (Familie, Freunde, Partner), sind ihnen wichtiger als die Privatsphäre. Sie verleihen gern und neigen stark dazu, lebenslange Beziehungen aufzubauen (vgl. Lothar Seiwert). Das sind sehr unterschiedliche Haltungen, die mit der Einwanderung in unserer Gesellschaft aufeinandertreffen.

Es wird also viele Brücken brauchen, damit diese Vielfalt zu einer Gesellschaft zusammenwächst. Mit der jüngsten Zuwanderungsgruppe, den Flüchtlingen, die ja mit der Anerkennung Migrant geworden sind, stehen wir beim Integrationsprozess ganz am Anfang. Im Konzept- und Methodenrepertoire der OKJA existiert aber dazu ein interessanter Ansatz, angelehnt an Lothar Böhnisch (Böhnisch 1994). Integration findet über Subsysteme statt, die frühere Eisdielen bei den Italienern und die Teestube bei den Türken, nur als Beispiel. Über das eigene Milieu hat der Einzelne die Sicherheit, sich den Herausforderungen der neuen Gesellschaft zu stellen. Gleichzeitig bleibt aber auch die Rückzugsmöglichkeit. Böhnisch unterscheidet vier Stufen der Milieubildung, die sich sehr gut auf die Arbeit mit jugendlichen Gruppen und Cliques im Rahmen der Projekte übertragen lässt:

1. „personal-verstehende Dimension“ (Kontaktaufnahme),
2. „aktivierende Dimension“ (Angebote),
3. „pädagogisch interaktive Dimension“ (Beziehungen, Einzelfall, Beratung...),
4. „Netzwerkorientierung“ (Öffnung des Milieus, Angebote mit „anderen“ Jugendlichen zusammen, Besuche in Einrichtungen ...).

Der Rahmen für solche Milieu bildende Angebote sind niederschwellige Treffmöglichkeiten, um Informationen untereinander auszutauschen, aber auch Ansprechpartner für Beratung zu finden. Diese Räume müssen nicht groß und auch nicht besonders ausgestattet sein, aber einladend und im Stadtteil integriert. Diese Treffs haben eine vorübergehende Funktion und machen sich bei Erfolg selbst überflüssig oder wechseln bei kontinuierlicher Einwanderung die Zielgruppe.

Das ist aber nur eine von vielen Möglichkeiten, der jüngsten Gruppe der Zuwanderer bessere Möglichkeiten zu bieten, Zugang zu unserer Gesellschaft zu finden.

AUTOR

Hartmut Wagner

ist Geschäftsführer der SJR Betriebs GmbH – Stadtjugendring in Pforzheim